

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Daniela Larcher
Teures Schweigen
Kriminalroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Wien, 10. September 1683

Der süßliche Gestank von Verwesung und der beißende Geruch von Schießpulver hingen in der Luft und schnürten ihm die Kehle zu, während das Getöse der Kugeln, die Anweisungen der Befehlshaber und die Schreie der Verwundeten die Nacht erfüllten. Hörte das denn nie auf? Seit mehr als eineinhalb Monaten hatte es keine Verschnaufpause mehr gegeben. Nicht einen kurzen Moment der Stille. Keinen ruhigen Augenblick, in dem man die Augen schließen und sich der Illusion von Frieden hätte hingeben können.

Es waren eineinhalb Monate voller Lärm, Tod und Angst gewesen. Eineinhalb Monate, in denen über die Zukunft des europäischen Kontinents, das Überleben seiner Völker und das Fortbestehen ihrer Religion gekämpft worden war. Eineinhalb Monate, in denen er sich vom einfachen Bäcker in einen abgeklärten Soldaten verwandelt hatte.

Jakob Unger stand auf der Stadtmauer und ließ seinen Blick über das Lager des türkischen Heers schweifen, das seit nunmehr 45 Tagen die Stadt belagerte, und versuchte, nicht zu verzagen.

Der Feind war übermächtig. Die Anzahl der Lagerfeuer, die rund um Wien brannten, war um eine Vielzahl größer als die der Sterne am Himmel. Es mussten Hunderttausende sein. Und wie viele Verteidiger waren sie noch? Fünf-, vielleicht sechstausend? Und täglich wurden es weniger. Die andauernden Gefechte und die grassierende Ruhr forderten viele Opfer. Kranke und Sterbende lagen auf den Straßen und untergruben mit ihrem Wehklagen die Moral der Bevölkerung.

Kein Wunder, dass der Ruf nach Kapitulation immer lauter wurde. An jeder Straßenecke und in jeder Spelunke wurde darüber geredet, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Die Leute hofften, dass die Türken Gnade walten und sie in Richtung Westen abziehen lassen würden, doch er wusste es besser. Es würde keine Gnade geben. Er hatte dem Feind ins Gesicht geschaut und den Hass in dessen Augen gesehen. Die wilde Entschlossenheit zu töten. Den unbändigen Wunsch nach Vernichtung. Eine Kapitulation käme einem Todesurteil gleich.

Noch war der Stadtkommandant, Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, stark und gewillt, die Stadt zu halten – doch es konnte nicht mehr lange dauern, bis feige Zungen, das Wehklagen der Kranken und die hungrigen Gesichter seiner Schutzbefohlenen ihn davon überzeugen würden aufzugeben.

Jakob fuhr mit beiden Händen durch sein dichtes, dunkelbraunes Haar, das seit ein paar Wochen von weißen Strähnen durchzogen wurde, kontrollierte seine Muskete und grübelte. Seine Frau Anna war im achten Monat schwanger. Er würde bald Vater werden und durfte nicht zulassen, dass sie und ihr gemeinsames Kind in die Hände des Feindes fielen. Er musste irgendetwas tun – aber was?

Eine Kanonenkugel schlug nur wenige Meter von ihm entfernt in die Bastei ein und brachte den Boden unter seinen Füßen zum Zittern. »Halt durch, altes Mädchen«, murmelte Jakob, ging in die Hocke und tätschelte die staubigen Mauersteine. Dann blickte er

noch einmal auf das übermächtige, türkische Heer und kämpfte gegen die Hoffnungslosigkeit, die in ihm hochstieg.

Hoffnung, das war es, was Wien brauchte. Nach und nach entwickelte sich ein Plan in seinem Kopf. Ihn in die Tat umzusetzen wäre purer Selbstmord – doch war ein Verbleiben in der Stadt ohne zu handeln nicht genau dasselbe? Er dachte an Annas kugelförmigen Bauch, in dem sein Erstgeborener heranwuchs, und machte sich auf den Weg zu Starhemberg, um ihm von seinem Entschluss zu berichten.

2

Wien heute

Hundstage. Die heißesten Tage des Jahres verwandelten die Stadt in einen Backofen, der die Wiener seit mittlerweile zehn Tagen in ihrem eigenen Schweiß schmoren ließ. Jene Menschen, die kein Geld oder keine Zeit für einen Urlaub in kühleren Gefilden hatten, flüchteten in schattige Parks und klimatisierte Büros, oder sie ölteten sich ein und quetschten sich wie Sardinen in eines der zahlreichen Freibäder.

Genauso wie Hektik oder Hunger war Hitze keines jener Dinge, die unbedingt das Beste in den Wienern zur Geltung brachte: Schwitzflecken, wohin man nur schaute, ungepflegte Füße in offenen Sandalen, gerötete Gesichter und das penetrante Odeur von Achselschweiß dominierten die Stadt.

Dazu kam das Gejammer. Der typische Wiener, der von jeher der Raunzerei sehr zugetan war, fand sich bei diesen Temperaturen wieder voll in seinem Element. Damals, unterm Kaiser, da hätte sich die gelbe Sau, wie die Sonne gerne titulierte, sowas noch nicht getraut. Aber heute, wo die Amis, die Russen, die Deutschen

und überhaupt alle anderen das Klima ruinierten, da mussten die armen Wiener das wieder mal ausbaden.

Eine der wenigen, die neben Freibadbetreibern und Eissalonbesitzern nicht über die Hitze jammerte, war Dr. Nina Capelli. Dank ihrer Tätigkeit als Gerichtsmedizinerin verbrachte sie die Tage im gut klimatisierten Obduktionsaal oder der noch besser gekühlten Leichenhalle. Heute trug sie schwarze Jeans und einen beigen Pulli unter ihrem Kittel, und war weit entfernt davon zu schwitzen.

»Was liegt denn heute an?«, fragte sie Jochen Kern, ihren Assistenten, als sie den Obduktionsraum betrat, schob ihre Hornbrille zurecht und band sich das kinnlange, braune Haar zu einem praktischen Pferdeschwanz zusammen. »Sonnenstich oder Kreislaufkollaps?« Sie streifte sich die obligatorischen Gummihandschuhe über und trat an die Bahre, auf der sich, unter einem weißen Leinentuch, der Umriss eines menschlichen Körpers abzeichnete.

»Mal sehen«, gab Kern zur Antwort, nahm sich die Akte des Toten und überflog sie. »Wow«, sagte er dann, hob das Tuch an der Kopfseite hoch und ließ noch einmal ein »Wow« hören.

»Wow«, sagte auch Nina, als sie sich ihren Assistenten genauer anschaute. »Was ist denn mit dir passiert?« Sie zeigte auf sein krebsrotes Gesicht.

»Bitte keinen Vortrag«, bat er. »Ich war im Schafbergbad und hab vergessen, mich einzucremen.«

»Ich hoffe, du hast After-Sun draufgetan. Wenn das anfängt sich zu schälen, siehst du aus wie ein Aussätziger.«

»Ha ha«, raunzte Kern. »Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.« Er reichte ihr das Klemmbrett. »Immerhin sieht mein Gesicht besser aus als seins.« Er deutete auf den Leichnam.

Nina warf einen Blick auf die Akte und schaute dann Kern mit einer hochgezogenen Augenbraue an. »Die Tatwaffe war ein Morgenstern? Im Ernst? Also, so was ist mir bisher auch noch nicht untergekommen.« Sie schlug das Tuch zur Seite und begutachtete

interessiert den Kopf des Toten, beziehungsweise das, was davon noch übrig war. »Tja«, murmelte sie, »immer wenn man glaubt, man habe schon alles gesehen, erlebt man eine Überraschung.«

Kern hatte in der Zwischenzeit einen Fotoapparat geholt. Er machte ein paar Aufnahmen von der Leiche und fing dann vorsichtig an, die Kleidung des Toten zu entfernen. »Was haben Sie am Wochenende gemacht?«, fragte er seine Chefin, deren Teint so blass wie eh und je war. »Waren Sie gar nicht draußen?«

»Bei der Hitze? Nicht ums Verrecken würde ich da freiwillig rausgehen.« Sie umrundete den Leichnam und begutachtete alle Extremitäten. »Ich war das ganze Wochenende hier und habe die klimatisierten Räume genossen. Klingt vielleicht langweilig, aber wenigstens ist mein Gesicht noch intakt. Was man von euch beiden nicht behaupten kann.«

Kern, der mit seinen 26 Jahren um gut ein Jahrzehnt jünger war als Nina, feierte oft und gerne und ließ hie und da mal durchblicken, dass er ihren ruhigen Lebenswandel recht langweilig fand. »Schon gut. Sie haben ausnahmsweise gewonnen.«

Nina schenkte ihm ein Lächeln. »An die Arbeit.« Sie zog ein kleines Diktiergerät aus der Tasche ihres Kittels, drückte auf ›record‹ und fing an hineinzusprechen: »Männlicher Leichnam. Zwischen 50 und 60 Jahre alt. Abwehrverletzungen an Händen und Unterarmen. Massives Schädeltrauma. Verursacht durch einen Morgenstern.« Sie sah Kern fragend an.

Dieser hob eine Schachtel vom Boden auf und stellte sie vor Nina auf den Tisch. »Den hat die Polizei mitgeliefert. Damit wir einen Abgleich machen können, ob es sich wirklich um die Tatwaffe handelt.« Er öffnete die Schachtel, legte den Deckel zur Seite und betrachtete die mittelalterliche Waffe voller Faszination. Sie bestand aus einem Metallstab, an dessen Ende eine massive Kette angebracht war, an der ein dornenbesetzter Eisenball hing. Kern hielt ihn in die Höhe und ließ ihn vorsichtig hin und her schwingen.

»Vorsicht, du siehst schon lädiert genug aus.« Nina nahm ihm die Waffe aus der Hand und verglich die Eisendornen mit den Spuren an der Leiche. »Ich glaube, wir haben unsere Tatwaffe. Wissen wir schon, wer das Opfer ist, und warum er ausgerechnet mit einem Morgenstern erschlagen wurde?«

Kern blätterte im Polizeibericht. »Es wird angenommen, dass es sich um einen gewissen Balthasar Szepan handelt. 56 Jahre alt. Antiquitätenhändler. Da von seinem Gesicht nicht mehr viel übrig ist, müssen wir nach alten Narben, Tattoos oder anderen Identifikationsmerkmalen suchen.«

Nina nickte und begutachtete den Mund des Toten. »Wenn wir nichts finden, können wir sicher eine Identifikation über die Zähne machen. Die sind noch ziemlich intakt.« Sie ließ sich von Kern ein Skalpell reichen. »Mein lieber Herr Szepan«, sagte sie, als sie zum Y-Schnitt ansetzte. »Dann wollen wir doch mal hoffen, dass wir dazu beitragen können, Ihren Mörder zu finden.«